

*Universitätsgottesdienst am 2. November 2014 (20. Sonntag nach Trinitatis)*

**„Glauben machen“**

Text: Hebr. 11, 1

Liebe Gemeinde,

wir alle glauben an irgendetwas, jedenfalls solange, bis wir eines Besseren belehrt werden. Dann sagen wir – manchmal schuldbewusst –: aber ich habe doch geglaubt, dass etwas so oder so sei oder sein müsse, oder auch: ich habe doch im guten Glauben gehandelt. Glauben in diesem Sinne ist, mit dem Königsberger Philosophen Immanuel Kant gesprochen, ein subjektives Fürwahrhalten von etwas, was wir nicht wirklich wissen.<sup>1</sup> Wir stellen uns dabei vor, dass dasjenige, was wir glauben, auch wirklich wahr ist. Und zwar sind wir subjektiv, für uns, so sehr überzeugt davon, dass wir gar keinen Zweifel haben, es sei so, wie wir es glauben. Eben deshalb kann ein solcher Glaube auch enttäuscht und widerlegt werden. Es hat sich dann gezeigt, dass Zweifel angebracht gewesen wären, dass meine subjektive Überzeugung keinen objektiven Grund hatte.

Wenn ich von etwas überzeugt bin, dann möchte ich auch Andere davon überzeugen. Oft weiß es der Andere aber besser als ich. Oder er hat Zweifel, und fragt nach, worauf ich denn eigentlich meine Überzeugung stützen könne. Dann sagt er vielleicht: „Das glaubst nur *Du!*“ Oder er sagt: „Ich lasse mir doch nichts vormachen!“ Ich muss dann erkennen, dass meine Überzeugung *nur* subjektiv war; Andere sehen es anders und nennen dafür Gründe. Wenn ich das erkenne und anerkenne, dann sehe ich, dass ich etwas geglaubt habe, was nur *für mich* Geltung hatte, weil ich subjektiv davon überzeugt war.

Manche reagieren aber auch anders. Sie sind so sehr von dem überzeugt, was sie glauben, dass sie sich und ihre Überzeugungen nicht in Frage stellen lassen. Solche Menschen sind bestenfalls Ignoranten, die nicht nachdenken wollen, schlimmstenfalls und oft aber sind sie auch unbelehrbare Fanatiker. Fanatiker wollen, dass Andere die Welt so sehen, wie sie selbst. Sie wollen uns zwingen, dem zuzustimmen, was sie glauben. Sie wollen uns nicht nur etwas glauben machen, in dem Sinne, dass sie uns etwas vorgaukeln. Sie wollen Glauben machen und glauben daran, dass man das kann. Religiöser Fanatismus handelt so, wenn er Ande-

---

<sup>1</sup> Vgl. KrV A, 822.

re zwingen will, einen Glauben zu bekennen, zu dem sie sich nicht bekennen wollen. Wir hören täglich davon.

Ein Beispiel. Die Bewohner einer Region leisten der anrückenden Soldateska, die sie unterwerfen und zwangsbekehren will, erbitterten Widerstand, unterliegen aber schließlich doch. Ihr Anführer wird gefangen genommen und soll bei lebendigem Leib verbrannt werden. Bevor man ihn ermordet, wird er aufgefordert, sich zum Glauben seiner Gegner zu bekennen. Er käme dann, trotz des grausamen Todes, ins Paradies und nicht in die Hölle. Der so Aufgeforderte denkt kurz nach und fragt dann, ob Alle, die dem Glauben der Sieger angehörten, also auch die Soldaten, die ihn töten wollten, ins Paradies kämen. Dies wurde bejaht. Darauf antwortete der zum Tode Verurteilte ohne weiteres Nachdenken: dann wolle er nicht in den Himmel, sondern in die Hölle, denn er wolle mit derartig grausamen Menschen nicht auf ewig zusammen sein müssen.

Diese Geschichte trug sich nicht im Nahen Osten oder anderswo in der Islamischen Welt zu, und die Soldaten waren keine Dschihadisten, sondern nannten sich Christen. Stattgefunden hat das Ganze vor gut 500 Jahren, 1511, im Zuge der Christianisierung der Neuen Welt auf Kuba, und es war ein Priester, der den Gefangenen zynisch aufforderte, vor seiner Ermordung noch zu konvertieren, um der ewigen Seligkeit teilhaftig zu werden. Berichtet hat hierüber der Dominikanermönch Bartolomé de Las Casas, der durch unzählige solche Ereignisse zum erbitterten Gegner der spanischen Kolonialpolitik in Amerika wurde.<sup>2</sup>

Wir – die westliche, überwiegend christlich geprägte Welt – haben diese unsere Vergangenheit des Glauben-Machens weitgehend verdrängt. So sehr verdrängt, dass ein Papst 2007 behaupten konnte, „zu keiner Zeit habe die Verkündung Jesu und seines Evangeliums eine Entfremdung der präkolumbischen Kulturen mit sich gebracht oder eine Aufoktroyierung einer fremden Kultur“; tatsächlich sei „Christus für die eingeborenen Völker der Erlöser gewesen, den diese schon lange herbeigesehnt haben“.<sup>3</sup> Wenn wir heute, zurecht, die Gräueltaten und Zwangsbekehrungen in Syrien, im Irak und anderswo kritisieren, dann sollten wir nicht vergessen, was der vormalige Ratspräsident der Evangelischen Kirche in Deutschland und spätere Bundespräsident Gustav Heinemann 1968 gesagt hatte: Wer mit dem Zeigefinger auf Andere zeigt, „sollte bedenken, dass in der Hand mit dem ausgestreckten Zeigefinger zugleich drei andere Finger auf ihn selbst zurückweisen“. Das Erschrecken über die neuen Barbaren ist wohl deshalb so groß, weil wir in ihnen die Fratzen unserer eigenen Vergangenheit erkennen müssen.

---

<sup>2</sup> Martin Neumann, *Las Casas. Die unglaubliche Geschichte von der Entdeckung der Neuen Welt*, Freiburg i. Br. 1990, 45.

<sup>3</sup> <http://www.dw.de/christianisierungsfeier-ohne-den-papst/a-15301047> (aufgerufen 26.10.2014)

Nein, durch Lüge, Täuschung und Gewalt kann man keinen Glauben machen, sondern höchstens Angst und Schrecken verbreiten. Glauben, so hatte ich eingangs mit Immanuel Kant gesagt, ist ein subjektives Fürwahrhalten von etwas, was wir nicht wirklich wissen. Nun ist der religiöse Glaube – jedenfalls ein aufgeklärter Glaube, der sich nicht als Gegensatz des Wissens und der Wissenschaften versteht – nicht von der Art, dass er durch besseres Wissen widerlegt werden könnte. Das aber heißt auch: Wir können das, was wir glauben, Anderen nicht zwingend machen. Religiöse Toleranz, die wir in multireligiösen Gesellschaften so dringend brauchen, beruht auf der Einsicht, dass das, was wir subjektiv glauben, sich von uns nicht objektiv bewahrheiten und damit für Andere nicht unabweislich machen lässt. Glauben lässt sich nicht erzwingen, weder durch Argumente noch durch Gewalt.

Wenn Glauben sich in diesem Sinne nicht machen lässt, wer oder was stiftet dann aber die subjektive Überzeugung in uns, und zwar so, dass sie nicht nur subjektiv in uns eingeschlossen bleibt, sondern auch heraustritt und zwanglos Gleichgesinnte findet, die eine Gemeinschaft bilden? Was macht hier den Glauben?

Der Text, den ich dieser Predigt zugrundegelegt habe, gibt hierauf vielleicht eine Antwort. Es ist ein schwieriger Text, was schon daran deutlich wird, dass er u.a. in den verschiedenen deutschen Versionen der Bibel ganz verschieden übersetzt wird. Im Griechischen heißt es:

Ἔστιν δὲ πίστις ἐλπίζομένων ὑπόστασις, πραγμάτων ἔλεγχος οὐ βλεπομένων.

Luther übersetzt: „Es ist aber der Glaube eine gewisse Zuversicht des, das man hofft, und ein Nichtzweifeln an dem, das man nicht sieht“. Glaube (πίστις) wird hier verstanden als feste Zuversicht (für das griechische Wort ὑπόστασις), also als etwas Subjektives. Gleiches gilt für den von Luther gewählten Ausdruck Nichtzweifeln (für das griechische Wort ἔλεγχος), ein Ausdruck, der ja ebenfalls eine subjektive Haltung zum Ausdruck bringt: meine Zuversicht ist so fest, dass kein Zweifel bei mir aufkommt. Nun wissen wir aber, dass der Verfasser des Hebräerbriefes offenbar stark durch die Platonische Philosophie geprägt war und das Griechische ἔλεγχος, das Luther mit Nichtzweifeln übersetzt, bei Platon eine bestimmte Form der indirekten Beweisführung meint. Der ἔλεγχος versucht, eine These zu widerlegen, indem in der dialektischen Gesprächssituation der Gesprächspartner zu Konsequenzen genötigt wird, die seiner Ausgangsthese widersprechen. Die fortgesetzte Widerlegung des Irrtums soll dabei eine Übereinstimmung in der Wahrheit gleichsam von selbst hervorbringen. Der Elenchos wäre dann ein indirekter Beweis, also mehr als nur das subjektive Nichtzweifeln, aber weniger als ein zwingender Schluss. Er legt, so könnte man sagen, eine Einsicht nahe. In diesem Sinne ist der Glaube etwas, das Dinge nahelegt, die man nicht sieht. Und zwar dadurch, dass

im Glauben Hoffnung wirklich ist. Der Glaube ist, so ließe sich ὑπόστασις statt durch „Zuversicht“ übersetzen, die Grundlage dessen, was man hofft – und dadurch der indirekte Beweis von etwas, was man nicht sieht, denn das Gehoffte ist ja das, was noch aussteht, was noch nicht ist.

Glaube in diesem Sinne ist zwar keine Gewissheit, aber doch mehr als ein bloß subjektives Fürwahrhalten. Er ist eine begründete Hoffnung. Der marxistische Philosoph Ernst Bloch, der sich zeitlebens mit dem Judentum und Christentum auseinandergesetzt hatte, nannte das *docta spes*, belehrte Hoffnung. Belehrt dadurch, dass sie nicht einfach nur ins Blaue hinein, bloß subjektiv etwas hofft, sondern diese Hoffnung auch auf etwas stützen kann. Die Welt ist nicht einfach so, wie sie ist, sondern sie wird immer noch. Das Noch-Nicht, die Zukunft, die aus dem Vergangenen und Gegenwärtigen entsteht, ist somit schon immer Bestandteil der Wirklichkeit, in der wir leben. Die reale Möglichkeit einer Veränderung zum Besseren kann uns Hoffnung machen.

Wenn das so ist, dann können wir auch Anderen Hoffnung und damit Glauben machen, ohne sie zu täuschen und ohne sie zu etwas zwingen zu wollen. Wir sagen dann nicht einfach nur: Alles wird gut; wir sagen auch nicht: Du musst einfach daran glauben. Wer Hoffnung macht, macht Glauben, ohne sich und Anderen etwas vorzumachen. Er kann und darf dies, wenn er über den Grund seiner Hoffnung Rechenschaft ablegen kann. Gewiss, jede Hoffnung kann enttäuscht werden, auch dann, wenn sie einen objektiven Grund hat. Aber, um noch einmal Ernst Bloch zu zitieren: nur wer Hoffnung hat, kann auch enttäuscht werden. Wer keine Hoffnung mehr hat, hat schon längst aufgegeben.

Hoffnung – zumal die eines Einzelnen – kann enttäuscht werden, nicht aber die Gewissheit, dass es anderswo und immer wieder neu Grund zur Hoffnung geben wird. Wir haben also allen Grund, Hoffnung zu machen und für die Verwirklichung der Hoffnungen aufzustehen. Ein solcher Glaube macht höchstens dadurch etwas vor, dass er voran geht und Andere einlädt, Gleiches zu tun. „Um der Hoffnungslosen willen ist uns die Hoffnung gegeben“, schrieb Blochs früherer Weggefährte Walter Benjamin.<sup>4</sup> Darum sollten wir von unserer Hoffnung auch Gebrauch machen.

Amen.

---

<sup>4</sup> Walter Benjamin, *Goethes Wahlverwandtschaften*, in: *Gesammelte Schriften*, Bd. I/1, Frankfurt/M 1991, 201.